

22]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Sehr freundlich von Euch! Inzwischen vertreten wir Euch darin, wie übrigens in noch vielen anderen Dingen.“

„O nein, ich bitte sehr — es wäre allerdings sehr freundlich von Euch, aber ich muß doch sagen, daß Ihr uns in nichts vertreten, und wenn ich schon die ganze Wahrheit sagen soll, so seid Ihr uns ordentlich im Wege, und zwar so, daß es schlimmer nicht sein kann. Daher unsere Mut. Schweigen wir schon lieber davon. Es gibt Menschen und Ansichten, die einander stets fremd bleiben müssen: was für mich schwarz ist, ist für Dich weiß. Dir scheint es gut, mir böse. Am besten ist es schon, wie es nun einmal ist: es bleibe jeder, wo er steht. Vielleicht kommt doch dabei etwas heraus. Die Geschichte wird darüber entscheiden. Aber wir haben einander gar nichts zu sagen. Jetzt ist es genug.“

„Genug. Nur noch ein Wort. Mund heraus gesagt, denn dies ist eine persönliche Sache. Denn dafür und nur dafür allein bin ich bereit zu sterben, ohne Bedauern und ohne Enttäuschung. Hier gibt es keine Enttäuschungen für mich. Das ist meine Wahrheit. Das ist keine Frage der Taktik, der Wege und der Mittel. Hier kann es keine verschiedenen Meinungen und keine Diskussion geben.“

„So etwas gibt es nicht.“

„Es gibt. Es ist die menschliche Würde — die Würde des Volkes. Es geht um die Ehre des kämpfenden Proletariats. Dafür muß jemand mit dem Kopf einstehen können! Es muß solche Mäher geben, welche für alle eintreten — nicht als Krieger, sondern nur um der Wahrheit die Ehre zu geben, für sie zu zeugen. Es muß einen geben, der es wagt, die bewaffnete Hand zu erheben! Sonst ist unsere Liebe tot und unser Haß. Sonst wird uns die nüchterne Ueberlegung erwürgen und die politische Kalkulation vergiften. Sonst geben wir moralisch zugrunde, verachtet vom Feind, mit Fußtritten von ihm bedacht. . . Ja, ich habe den Ehrgeiz, daß sie unseren Aufruhr nicht mit der bloßen Kofakenweitsche niederschlagen können. Ich habe den Ehrgeiz, den Feind zu zwingen, daß er mit seiner ganzen Macht uns gegenübertritt, daß er uns mordet, aber nicht ohrfeigt. Ich will, daß der Feind uns achtet. Es ist uns nicht erlaubt, uns nach den Niedermehlungen der Unrigen mit einem vompösen, kraftlos drohenden Aufruf zu begnügen. Ich verachte, ich hasse diese nichtsagende Phrase, diese Dialektik der Ohnmacht. . . Wen kann das übrigens täuschen? . . . Wart' nur, laß mich ausreden! Unser vereinzelter Rückschlag, das ist durchaus keine Kraftmeierei. Ich bin kein Verrückter aus der Kampfgruppe, einer, der, wie Ihr Euch ausdrückt, nur an seinen Browning glaubt. Ich glaube an alles, was vernünftig und notwendig ist. Man kann und man soll über die Taktik, über das Programm streiten, aber niemals über die Ehre!“

Schablowski hatte schon längst höhnisch gelächelt.

„Welch ein Glück für das nationale Kolorit, daß noch nicht alle Romantiker ausgestorben sind!“ rief er. „Welch eine Stofffülle für die Dichter! Sie langweilten sich, die armen Teufel, in unseren industriellen, nüchternen Zeiten. Und die blasirten Damen mochten sie nicht mehr lesen. . . Aber endlich haben sie den Genossen Marek! Oh, wie werden sie Dich schildern, mein Freund! Sei sicher, daß sie Dich ewigen! Für mich freilich und für den Sozialismus sind das böhmische Dörfer, — was mich durchaus nicht kränkt! Poetiel! Wenn ich dies Wort Poesie höre, dann sehe ich ein wohlgestaltetes faulenzendes Dämchen, das an einem gewöhnlichen Arbeitstag, dicht neben dem schreienden Unrecht auf dem Kanapee ausgestreckt, zusammen mit ihrem Poeten sich herausnimmt, über Dich zu Gericht zu sitzen, Freund Marek! indem sie mit der gepflegten Hand die zierlichen Seiten umblättert. Jeder Dichter erzählt von allem möglichen, aber jeder schafft nur für sie allein: von dem Schimmer, von den Düften, von Uarmungen — und zur Abwechslung auch von der Revolution! Armer, naiver Kerl! Pah auf, Du kommst noch in Mode. Du bist ja überhaupt wie eine Figur aus einem Drama. Was willst Du bei der Revolution? Der Dichter

und seine schöne Leserin werden sagen, daß Du sie schön gestaltest, und daß Du sie für ihre groben, unangenehmen Erscheinungen entschuldigst. Aber Du willst in Wirklichkeit doch nützen, willst dem Volk dienen, habahai! Aber dieses Volk, siehst Du, liest keine Gedichte. Dieses Volk ist so hungrig, nach Brot begierig, daß es vor lauter Hunger Deinen Ehrenstandpunkt überhaupt nicht kapiert. Und darum kehrt es immer zu uns zurück, die wir aus seiner Not geboren sind. . . aus dieser leider sehr profaischen Not.“

Marek wollte sich totlachen.

„Ja, ja,“ sagte Schablowski und sah zum Fenster hinaus, „das ist sehr spaßig.“

Eigentlich hatte er dieses ganze Gespräch nun satt. Er hatte auch gar keine Lust mehr, Bosheiten zu sagen. Er wäre am liebsten gemüthlich mit dem Freund bis zu seiner Station gefahren. Aber dieses Lachen, gemacht oder echt, rihte ihn wie ein Sporn. Er fragte mit einem finsternen Blick:

„Worüber lachst Du?“

„Ueber Dich und Deine unsterbliche Nüchternheit. Und ich lache nur, weil ich darüber nicht weinen will. Das ist ja schauerlich! In der Tat! In diesen flüchtigen Zeiten ist dies Euer vernünftiges vorsichtiges Warten wahrhaftig etwas Grauenhaftes!“

„Dies unser Warten, wie Du es nennst, wird die Regierung erwürgen. Nicht Eure Kampfarmee mit ihrem ganzen, einer besseren Sache würdigen Heroismus.“

„Gestatte, daß wir unsere Sache selber wählen. Sei so freundlich.“

„Ich darf meine unabhängige Meinung darüber sagen. Alle Hochachtung für diese Aufopferung von Blut und Leben. Aber, offen gesprochen, schade, — denn es ist unnütz. Man darf nicht so schließen: sie sterben dafür, also können sie sich nicht irren. Auf mich machen diese schönen Symbole und dies romantische Theater durchaus keinen Eindruck. Der Kampf des Proletariats hat eine andere neue Poesie und seine eigene neue Schönheit. Und das wird Deine Partei nie verstehen, ebenfowenig Du, Mickiewicz*)-Epigone, Du tapferer, schöner Grottgarscher**) Typus. . .“

Marek unterbrach diese Komplimente.

„Höre, Schablon, diese neue Schönheit fühlt ein jeder von uns — aber davon war in Eurem schmachtvollen Aufruf über Grzybow nichts zu spüren. Bedenke, es war unser erster Schritt! Zum erstenmal hatte das Volk aufgehört, ein Sklave zu sein. Nein, nein! Sprich aufrichtig, menschlich! Sag es nur mir allein! Bekenne! Schämst Du Dich dessen nicht? Wächstest Du jetzt nicht, daß diese Schande nicht geschehen wäre?“

Schablowski sah den Freund traurig an, schwieg eine Weile und sprach:

„Wir sind bald an Deiner Station angelangt. Bald werden wir auseinandergehen, und wer weiß, ob wir uns je wieder treffen. Vielleicht nie — vielleicht in der Zwangsarbeit. Du kannst auch leicht sterben. Ich möchte mich menschlich von Dir verabschieden. Ich möchte am liebsten auf Deine Frage nicht antworten. Aber es geht nicht — ich kann vor Dir nicht lügen. Bald steigt Du aus. (Der Zug sprang bereits über die Weichen.) Ich kann Dir also meine Eindrücke über Grzybow nicht mitteilen. Auch ich bin dort gewesen — bloß aus Neugier. Was ich davon halte, das weißt Du! — Denn ich war es, der diesen schmachtvollen Aufruf geschrieben hat. Und so wahr Du mich lebend hier vor Dir siehst — mein Gewissen hat mir nichts vorzumerfen!“

Der Zug hielt. Es war eine kleine Haltestelle im freien Felde. Marek schien auf dem Bahnsteig mit den Augen etwas zu suchen, und als er alles in Ordnung fand, nahm er seine Koffer und stieg vorsichtig die Stufen hinab. Der Freund stand im Fenster des Wagens und sah ihm nach, wie er angestrengt die Koffer tragend fortging. Er sah, wie der andere hinter der Station mit einem Bauern sprach, wie er dann

*) Berühmter polnischer Dichter vom Anfang des 19. Jahrhunderts.

**) Berühmter Maler, der populär gewordene Szenen von der Unterdrückung des polnischen Aufstandes (1863) gemalt hat.

auf das Wägelchen stieg und längs der Bahn den Feldweg davonfuhr, der nur durch einen niedrigen Zaun von dem haltenden Zug getrennt war. Marek sah sich nicht einmal um.

Der Bauernwagen wackelte bald auf die eine, bald auf die andere Seite in den tief ausgefahrenen Gleisen des vernachlässigten Weges. Marek bewachte sein Gepäck, besonders ein Säckchen, das er, wie es schien, schlecht unterbringen konnte.

„Ihr habt mit dem Stroh gezeigt. Mir macht das nichts, aber hier ist so ein Ding, das gern weich liegt. Fahrt im Schritt.“

Die Augen des Bauern leuchteten auf.

„Gebt mir das Säckchen, Genosse, ich trage es zu Fuß. Und Ihr fahrt allein. Es ist nicht weit. Zwei Meilen.“

„Besser wäre es, sich nach einem Strohbund umzusehen. Ich möchte unterwegs mit Euch reden. Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„Gott sei Dank, daß ich Euch noch mit diesen meinen Augen sehe! Bei uns war der Genosse Vos. Der sagte, daß man Euch im Winter eingesteckt hat, und daß Ihr uns verloren geht. Wir haben Euch schon betrauert. Na, nun scheint es doch, es war nicht wahr! Gott sei Dank!“

„Zum Teil schon wahr. Doch ich bin davongekommen. Was hört man bei Euch?“

„Es ist still. Noch sind die Leute vom Winter nicht aufgetaut. Wir haben an den Streik gedacht bei der Aussaat, aber die Schriften, die Aufrufe kamen nicht zur Zeit. Der Herr auf Rogilno, der Herr von Kozle und der Pächter von Szalamowce sind selbst beigetreten. Aber auf den gräßlichen Gütern haben sie in allen Höfen angekündigt, daß man für das geringste aus dem Dienst gesagt wird. Man agitirt für die Erntezeit. Das ist auch die beste Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

An die Scholle gebunden.

Von Gustaf Janzon.

Hans Mortensson schaute jedoch mit jedem Tage düsterer drein. Mit seinem nächsten Nachbar, Petersson in Hagen, lebte er in offener Feindschaft. Letzterer hatte gehofft, in ihm einen Kaufbruder zu finden und rächte sich nun, da er sich getäuscht sah, auf mannigfache Weise. Harte Worte fielen von beiden Seiten und bald ging man zu Handgreiflichkeiten über. Nach dem ersten Zusammenstoß lag Petersson acht Tage zu Bett, was ihm jedoch nicht zur Warnung diente. Sobald er getrunken hatte, wurde er streitsüchtig und suchte Hans Mortensson auf, um Krakeel anzufangen. Der sparte seine Kräfte nicht und trug nach beendigter Schlägerei den bewußtlosen Störenfried nach Hagen hinüber. Der Sohn begniete ihm in der Haustür und drohte mit der Büchse, aber Hans antwortete mit einem Steinwurf. Seit dem Tage ließ man Hans Mortensson für einige Zeit in Frieden.

Peterssons wiederholte Niederlagen dienten den andern zur Warnung und wie nach Uebereinkunft mieden die Inselbewohner Hagen, was Hans Mortensson die nötige Ruhe verschaffte. Wagte er sich aber über den unsichtbaren Kreis hinaus, der sein Eigentum umschloß, ließ er auf offene Feindschaft. Ohne über die Ursache derselben nachzudenken, antwortete er mit gleicher Münze und meinte mit dem Gegner quitt zu sein, der ihn hunzte oder ihm mit geballter Faust drohte.

Während dieser Jahre war es doch sein größter Kummer, daß sich die Scheine in seiner Brieftasche nicht vermehrten. Wohl war der Rest unangefastet, aber neue waren nicht hinzugekommen, trotzdem er arbeitete wie kein zweiter. Nicht einen einzigen Tag, weder Sonn- noch Werkeltag gönnte er sich Ruhe, vielmehr spornete er sich und seine Frau unaufhörlich zu neuen Anstrengungen an.

An dunkeln Herbstabenden, während der Sturm an den Wällen des Hauses heulend rüttelte und draußen sich die Wogen brausend am Felsen brachen, grübelte er über das Unbegreifliche nach, daß er trotz aller Mühen keinen Erfolg erntete. Daß der Weg zu diesem durch Arbeit und Sparjamkeit führte, hatte er bereits in der Schule gelernt, auch war er sich bewußt, daß es keinen besseren Arbeiter, auch keinen größeren Geizhals auf der Insel gäbe, was ihn die Leute täglich hören ließen. Und doch sah er hier, die Stirn gegen die Knöchel gestützt und zerbroch sich vergebens den Kopf.

Den ganzen Winter hindurch war er stiller und in sich gekehrter, denn je. Er ging allein, selbst Karin und den Kindern aus dem Wege. Aber er arbeitete unerbrossen, indes er in seiner verbissenen Weise über sein Mißgeschick nachsann. Da überraschte er eines Tages seine Frau mit der Bemerkung, daß sie doch vielleicht zur Kirche fahren und sich trauen, sowie die Kinder taufen lassen sollten.

Der Blick, mit dem sie ihm dankte, rief die Erinnerung an einen Frühlingsabend in ihm wach. Seitdem waren mehrere Jahre verstrichen, aber noch hörte er es in den Bispeln der Bäume rauschen, als er und sie, die ihm willig durch den Wald gefolgt war, am Bergabhang saßen und ein rot angestrichenes Haus, das Ziel ihrer Hoffnungen und Träume, jenseits des Weges betrachteten. Plötzlich ward es ihm klar, daß er einen großen Fehler begangen habe, als er jene alten Gebräuche unbeachtet ließ. In seiner Unmündigkeit hatte er sich eingebildet, daß sie keinerlei Bedeutung hätten, und Pfaffe sowie Sakrament überflüssig seien, wollten sich zwei Menschen für's ganze Leben verbinden. Während seiner Wanderjahre habe er es bei andern gesehen und meinte es ihnen nachtun zu können, erkannte aber jetzt seinen Irrtum. Nun mußte das Versäumte nachgeholt und dann weiter gearbeitet werden.

Den ganzen Sommer hindurch war Hans Mortensson froh und guter Dinge. Zuweilen pfiß und sang er bei der Arbeit, auch begann er sich einen freien Sonntagnachmittag zu gönnen, um auf der Insel umherzustreifen. Dann ging er zum väterlichen Gehöft, blieb aber unten am Wege stehen und begnügte sich, hinauf zum Haus zu starren. Ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken, fühlte er sich durch den bloßen Anblick der Stelle, wo er als Kind umhergesprungen war, gestärkt. Während er so dastand mit der leisen Empfindung ausgeschloffen zu sein, wuchs jedoch die Anruhe in seinem Innern, und der Traum des Glückes, das nur auf diesem Fleck ihm blühen könne, reizte ihn auf und machte ihn streitsüchtig. Daher lachte er höhnisch den Eigentümer des Hofes an, als der hinaustrat und ärgerlich die Gestalt am Wege musterte.

Nachdem die beiden einige Sonntage hintereinander sich auf diese Weise gegenseitig angestarrt hatten, begann der Haß in ihren Herzen zu keimen. Beide fühlten sich in ihrem Recht und binnen kurzem wurden Beschuldigungen und Schimpfworte gleich Wurzhölzer hin und wider über den Zaun geschleudert.

„Komm' her, wenn du's magst,“ schrie ihm der Bauer zu.

„Komm' selbst, so woll'n wir seh'n,“ rief Hans Mortensson und ballte seine sehnigen Fäuste.

Beide waren zu klug der Aufforderung Folge zu leisten, aber einen Sonntag nach dem andern standen sie im Abstände von zwanzig Schritt einander gegenüber und schürten die gegenseitige Erbitterung. Der stets wachsende Haß gab aber ihrem Leben eine schiefe Richtung. Mitten unter der täglichen Arbeit konnte Hans Mortensson plötzlich Art und Spaten fallen lassen und einige Schritte in der Richtung des Gehöfts tun. Das brennende Verlangen, dem Eindringling einen Dentzettel zu geben, überwältigte ihn fast, und nur das Bewußtsein der Arbeitspflicht hielt ihn zurück. Er zwang sich an anderes zu denken und packte an, daß es in Musteln und Sehnen krachte.

Jeder einzige Tag draußen in der Ansiedelung ward zu einer Ohnne auf die Arbeit, wenigstens es weniger das wirkliche Bedürfnis als eine wilde Vergeißlung war, die Hans Mortensson zum Aufgebot aller Kräfte trieb. Düsterer und höher denn je vertiefte er sich in halsstarriges Grübeln und schonte weder sich noch die Seinigen.

Ein Lichtstrahl erhellte jedoch das Dasein der folgenden Jahre. Die vier Söhne wuchsen heran und waren instande dem Vater zu helfen. Mit ihnen kam ein gewisser Wohlstand ins Haus, und die Scheine in der alten Brieftasche mehreten sich. So hurtig, wie Hans Mortensson es erwartet und gehofft hatte, geschah es zwar nicht, weshalb er bisweilen mit bekümmertem Miene das Haupt schüttelte.

Jahre vergingen, Hans Mortensson hatte gealtert, seine Kraft war jedoch ungebrochen und sein eiserner Wille trieb ihn weiter auf der einmal betretenen Bahn. Als eines Tages im Frühling das Gerücht die Ansiedler in Asthagen erreichte, daß der Feind im väterlichen Gehöft sein Eigentum verlaufen und die Insel verlassen wolle, war Hans Mortensson wie umgewandelt. Seine Punge schien wie gelöst, und wenn er seine alten Nieder pfiß, klang es wie Jubel. Er glaubte vor dem Ziel zu stehen und beschloß den letzten Schritt zu tun, um es zu erreichen. Die in mehreren Jahren unberührten Festkleider wurden aus der Truhe geholt, und mit der Brieftasche im Duffelrod steuerte Hans Mortensson dem Kaufmannsladen zu. Obwohl die Freundschaft zwischen ihm und Volén manches zu wünschen übrig ließ, war es doch natürlich, sich in Geschäftsangelegenheiten an den zu wenden, der am meisten davon verstand.

In dem kleinen Kontor hinter dem Laden zog Hans Mortensson seine wohlgespizte Brieftasche hervor, deren Inhalt augenscheinlich Volén imponierte. Sein Benehmen wurde freundlich und höflich, und er war nahe daran alles zu vergeben und zu vergessen. Der Besucher beobachtete die Miene des Kaufmanns, deren Widerschein seine eigenen Züge belebte.

„Wieviel ist's?“ fragte Volén mit unvorholendem Respekt. „Etwas über viertausend, wenn ich recht gezählt habe.“ Mit diesen Worten öffnete Hans Mortensson seine Brieftasche und zog das ganze Bündel Scheine heraus, um seinen Schatz in Gegenwart des Kaufmanns nachzuzählen.

Meistens waren es Fünf- und Zehnkrone Scheine und es kostete Zeit, bis die steifen Finger des Bauern einen nach dem andern der dünnen Zettel abhob. Als er jedoch etwas mehr als die Hälfte gezählt hatte, ließ es ihm plötzlich kalt den Rücken hin-

ab, indem er ausblühte und Wolén's gänzlich veränderte Miene gewahrt wurde.

„Zweitausendsechshundertundzehn“, zählte Hans Mortensson und wiederholte die Zahl mechanisch, indem er sich anstrenzte zu ergründen, was wohl im Wege sein könne.

„Sal!“ unterbrach der Kaufmann das eifige Schweigen.

Hans Mortensson rührte sich nicht. Die Ahnung eines Verhängnisses hatte sein Gehirn getroffen, daß es wie eine abgelaufene Uhr stand und er nicht über einen gewissen Punkt hinaus zu denken vermochte.

„Zweitausendsechs . . .“ wiederholte er abwesend.

„Ja, die gehören Mortensson,“ bestätigte Wolén.

„Ne.“

„Sieht er nicht, daß diese Scheine ganz verschieden von den andern sind?“ Dabei deutete er auf den einen Haufen, indes er mit geringschätzigem Achselzucken den andern musterte.

Allmählich begann es im Gehirn des Bauern zu dämmern. Daß etwas mit den Scheinen los war, begriff er wohl, ohne es jedoch zu fassen, was es sein könne.

„Ja, aber ich hab' sie doch redlich verdient“, stammelte er.

„Vor zwölf, fünfzehn Jahren, ja, aber jetzt haben wir neues Geld.“

„Neues?“ Endlich hatte Hans Mortensson die Richtschnur gefunden, die er verfolgte: „Er meint doch nicht, daß sie nichts taugen?“

„Die meisten sind ja von der Reichsbank, so taugen sie viel. Leicht. Ich weiß nur soviel, daß ich sie nicht besitzen will.“ Während seiner Rede wuchs der Kaufmann zusehends. Er zeigte sich als der Ueberlegene diesem einfältigen und unwissenden Arbeiter gegenüber, der seine Zeit und Kräfte für etwas geopfert hatte, dessen Wert zweifelhaft war. Es waren weniger seine Worte als gerade seine Haltung, die den Hoffnungen des Bauern den Gnadenstoß gab.

Als dieser schließlich das Unglück in seinem ganzen Umfang zu ermessen vermochte, sank er leise stöhnend, geknickt unter der Last seines Kummers, zusammen.

Würdig und selbstbewußt stand der Kaufmann vor dem geschlagenen Manne. Freilich verbot ihm seine Frömmigkeit, einem Mitmenschen Böses zu wünschen, aber sie hinderte ihn nicht, wirkliche Befriedigung beim Anblick dieses harten und brutalen Bauern zu empfinden, der wie ein Bündel Kleider zusammengepackt darsah. In herablassendem und mildem Tone warnte er ihn eindringlich vor dem Hochmut, der stets dem Falle vorangehe, und unterstülzte seine Rede durch eine Reihe alltäglicher und für diese Gelegenheit passender Bemerkungen, die gleich Hammerschläge bei gebeugten Nacken trafen. Zuletzt bellagte er den Unglücklichen, der sich eingebildet hatte, ohne weiteres Geschäfte machen zu können. Und während er fortfuhr, in schwebenden und unklaren Ausdrücken seine Ansichten über diesen Punkt auseinanderzusetzen, erhob sich Hans Mortensson, knitterte seine Scheine in einen Ball zusammen, stopfte sie in die Tasche, schwankte der Tür zu und stolperte über die Schwelle hinaus ins Freie.

Mit einer Mischung von Mitleid und Verachtung blühte ihm der Kaufmann nach, wandte sich dann nach einem Bibelzitat um, der eingerahmt die Wand schmückte, und murmelte vor sich hin: „Ja, ja, der Hochmut . . . der Hochmut . . .“

Ein geknickter Mann, jant Hans Mortensson auf der Treppe von Ost-Hagen nieder. So hatte Karin ihren Hans noch nie gesehen, und sie schloß aus dem verwirrten und erschrockenen Blick, mit dem er sie anstarrte, daß ihre Hoffnungen begraben seien. Nachdem sie ihn ausgeforscht, begann sie über die Möglichkeit nachzusinnen, den Schaden wieder gut zu machen. Zu stumpf, um selbst vernünftig zu denken, ließ sie der Mann reden. Als sie geendet, ward beschloffen, daß er zur Stadt fahren und sich vergewissern solle, ob Wolén recht habe.

„In Geldangelegenheiten,“ meinte sie, „muß man nicht seinem Freund und erst gar nicht seinem Feind trauen,“ auch fügte sie barsch hinzu: „Schäme sich, wer gleich 'n Mut verliert!“

(Schluß folgt.)

Neue Musikliteratur.

Unter den vielen eingebürgerten populären Opernsführern, die dem Laien das musikalische Kunstwerk erschließen helfen sollen, verdient der von Dr. A. Reiffers (im Verlag von Hermann Gillger, Berlin-Leipzig, für den billigen Preis von 50 Pf.) erschienene „Kleine Opernsührer“ Empfehlung. Der auch in der Parteipresse bekannt gewordene Musikchriftsteller behandelt nur den eisernen Bestand des deutschen Opernspielplans, zürta 90 der bekanntesten immer wieder im Spielplan auftauchenden Opern von den Klassikern Gluck, Mozart, Beethoven und Weber bis zu Strauß, Debussy, Puccini, d'Albert und Wolf-Ferrari. Die Einteilung ist die übliche: Entstehungsgeschichte der Oper, kurze biographische Notizen über Komponisten und Librettisten, zuletzt eine kleine Kritik des Werkes, die freilich bei dem beschränkten Raum zumeist nur in Schlagworten bestehen kann.

Klassisch in ihrer Art sind auch die vortrefflichen kleinen Reclam-Musikführer und Biographien a 20 Pf. Sie dürfen,

ebenso wie die Schejingerschen Opern- und Konzertführer und die populären Kreyschmarschen 10 Pf.-Führer (Breitkopf u. Härtel) in der Tasche jedes Musikfreundes fehlen, der sich ernstlich über Wert, Stil, Charakter und Aufbau eines Werkes, über geschichtliche Zusammenhänge, Lebensdaten und Schöpfungen eines Komponisten usw. informieren will, der nicht nur das Liederdrama, die Sinfonie mit bagem, lyrischem Gefühl genießen, sondern die Tonkunst verstehen, ihre starken Wirkungen auf Seele und Gemüt vor sich selbst rechtfertigen will. Von Reclam-Musikheften liegen folgende Neuerscheinungen vor: Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst: Bajazzo, Cavalleria rusticana, Rosenkavalier, Tiesland, sämtliche von dem bewährten Mag Chop, Anton Rubinstein von Ric. D. Vernstein.

Nichts verführt mehr zur Einseitigkeit und fachliterarisch-spezialistischem Verbrauch aller geistigen und technischen Kräfte wie das Musikstudium. Es hat geniale Musiker der Geschichte gegeben, die wohl zahlreiche Opern und schöne Sinfonien ohne große Schwierigkeiten komponieren konnten, aber in Geographie, Geschichte, Literatur kaum ein Schülerexamen bestanden hätten. Dem Schumann und Liszt gehört univernale Bildung zum Rüstzeug des schaffenden Meisters. Wenn Schumann einmal meinte, von Jean Paul habe er mehr gelernt, als von seinen Musiklehrern so wollte er mit dieser gelinden Uebertreibung sagen, daß musikalische Bildung oft wo ganz anders zu holen ist als in der Harmonie- und Kontrapunktstunde. Auch der Leipziger Privatdozent Dr. A. Schering weist in seinem beachtenswerten Büchlein: „Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören“ (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig, 1 Mark) mit Nachdruck darauf hin, wie nötig es ist, der Allgemeinbildung an musikalischen Fachschulen größeren Raum zu geben. Tatsächlich sind in die Lehrpläne vieler Konservatorien und Musikakademien Fächer wie Literaturgeschichte, Philosophie, Geschichte der darstellenden und bildenden Kunst, neuerdings auch Tanzkunst und rhythmische Gymnastik aufgenommen, aber noch viele „höhere musikalische Formerschulen“, wie Hans v. Bülow spöttisch die Konservatorien nannte, stehen beharrlich auf dem Niveau einer einseitigen Fachschule und überlassen es den Böglingen, weitere Bildung auf der Universität oder in Volkshochschulkursen zu suchen. Scherings halb pädagogisch, halb ästhetisch gehaltener „Bildungsführer“ erreicht seine Absicht, dem bereits musikalisch vorgebildeten Leser gewissermaßen die Naturgeschichte eines musikalischen Kunstwerkes zu liefern, ihm einen Ueberblick über Wesen und Wirkung der wichtigsten musikalischen Ausdrucksmittel zu geben, weniger durch den oft troden-lebhaften, akademischen Ton seiner auf Meinungsfragen beruhenden rhythmischen und Vortrags-Theorie, als durch die ein Drittel des Buches füllenden vortrefflichen musikalischen Analysen einiger großer Meisterwerke aus den verschiedensten Stilformen. Durch diese mit Notend Bildern ergänzten praktischen Einführungen in die lebendige Musik wird meines Erachtens viel mehr für die musikalische Bildung getan als durch ebenso langwierige wie schwierige theoretische Erörterungen, die mit physikalisch-physiologischen Begriffen arbeiten und doch stets sich ins metaphysische Grenzgebiet verlaufen müssen. Ein klars Analyse einer Beethoven-Sinfonie, eines Schubert'schen Liedes, eines Mozart'schen Streichquartetts wiegt eine ganze theoretische Musikbibliothek auf, denn in der künstlerischen Analyse reichten sich Verstand und Gefühl die Hand.

Zu den am gründlichsten biographisch durchforschten deutschen Komponisten von Metz gehört Johannes Brahms. Ueber Meister Johannes den Problematiker, der in seiner Musik norddeutsche Gründlichkeit und Gelüberei vermählen wollte mit süddeutscher lebenswarmer Empfindung und doch nicht erreichte, daß Gefühl und tonidiotische Phantasie immer Herr wurden über frostigen Formalismus und Schematismus, haben die deutschen und englischen Musikchriftsteller (ich nenne nur Kalbed, Deiters, Vogel, Köhler, Widmann, Reimann, Wilroth, Jenner, Krebs, Hänslik, Heuberger, Altmann) ganze Bände zusammengeschrieben. „Brahmsiane“ gibt es fast ebenso viele wie „Wagneriane“. Was der Wagnertheater für das Musikdrama, das hat der akklimatisierte Wiener für die moderne Kammermusik getan, in der er sozusagen (nach Schumann) als Erster den subjektiven Stil, die Mitprache des formgebenden Gefühls hineinbrag. Kammermusik und Quartettspiel ist aber ein sehr beliebter Zweig der bürgerlichen dilettierenden Hausmusik (zwischen Heringsalat und Punsch). Es gibt bei den konservativ gerichteten, d. h. über das klassische Dreigestirn Haydn-Mozart-Beethoven noch ein paar zaghafte Schritte hinausgehenden deutschen Musik-Bourgeois keinen beliebteren und beförmlicheren Komponisten als den Johannes Brahms. Und die echten Brahminen konsumieren natürlich auch alles, was über Brahms als Künstler, Mensch, Lehrer, Freund, Zeitgenossen, Kartenpieler und Briefstiller auf den Markt geworfen wird. Es wird auch die Weltfirma Breitkopf u. Härtel auf ihre Kosten kommen, die den „Brahms“ von der klassischen Leipziger Liszt-Biographin La Mara als Einzelband aus den berühmten „Musikalischen Studentenköpfen“ in hübscher Ausstattung neu verlegt und auch den vielen Wäzger „Johannes Brahms“ der Engländerin Florence M. Ath wagt. (Aus dem Englischen überetzt von Ludwille Kirchsbaum. Zwei Teile in einem Band. Mit 10 Abbildungen und zwei Faksimiles. Gebestet 12 Mk.) Es ist das typische Damenbuch. Wenig Ahnung vom schwerelastenden Schicksal eines ersten, edigen, worttargen, tief sinnigen Musikers, von der Mystik der schöpferischen Inspiration, von der immer größer werdenden Reizbarkeit der künst-

kerischen Individualität in den harten Reibungen mit großen Menschen und feindlichen Dingen, geringes Verständnis für die geistige Struktur eines symphonischen Kunstwerkes, dafür aber andere Vorzüge: Liebenswürdigkeit, Sachlichkeit, Bescheidenheit, gründlich und zuverlässig in allen Außerlichkeiten und biographischen Tatsachen. Der ganze Ton des Buches strebt mehr nach gesellschaftlicher Wirkung (also für Leser mit geringerer geistiger Spannkraft) als nach musikalisch-wissenschaftlicher oder volkstümlicher Bedeutung. Wer also eine geistig gesammelte Darstellung des künstlerischen Lebenswerkes dieses vielumstrittenen Komponisten wünscht, wird von Florence May enttäuscht sein, wer aber gerne wissen will (und Brahmsens Lieblings-Schreiberin weiß das alles ganz haarklein und genau), wo der Meister abgestiegen ist, als er in Bonn oder Detmold konzertierte, wie er sich kleidete, wie er wohnte, wo er überall seine Sachen dirigierte, daß er Spargel-Frühhüde liebte und zu kurze Hosen trug, der kommt auf seine Rechnung. Nachdrücklich hebt zu wiederholten Malen die Verfasserin hervor, wie Brahms, der unnachgiebige Kämpfe musikalischer Exaltation, dessen Existenz als Künstler sozusagen auf der Lebensfähigkeit absoluter Musik fußte, dennoch stets eine hohe Achtung für Wagners Musik gehabt hat. Das ist von Kennern Brahmsens nie bestritten worden. Die Mißachtung lag auf Seiten Wagners, der in seines alles durchbohrendem Gefühle die souveräne Verachtung aller Mißverständlichen, aller Mitzingenden aus der unübersichtlichen Herrgottsperspektive offener zur Schau trug wie gut war. Von Wert und Wichtigkeit für Brahmsforscher ist das der 2. Ausgabe beigegebene „numerierte und klassifizierte“ Verzeichnis der Textanfänge sämtlicher Brahms'scher Lieder und Gesänge, dazu ein „korrespondierendes Nummernverzeichnis“ der Dichter oder sonstiger Quellen der komponierten Texte. Man übersteht damit gut die außerordentliche Fruchtbarkeit des Lyrikers Brahms, der nicht weniger wie 465 Volkslieder, Kunstlieder, Volkslieder, Romanzen, Chöre, Gesänge und Klavierlieder für eine oder mehrere Stimmen veröffentlicht und somit quantitativ die beiden Meister, mit denen zusammen er immer noch die meisten Programme deutscher Konzertsänger bestreitet: Schubert und Schumann, weit übertrifft.

Auch um den unglücklichen großen neudeutschen Liedmeister Hugo Wolf mehrte sich die Literatur. Sein Landsmann und Freund H. Diefich hat die klassische Wolf-Biographie geschrieben, Haberlandt und Watka sind gefolgt. Die Briefwechsel des Künstlers mit Emil Kaufmann, Hugo Faust, Oskar Grohe und Paul Müller-Berlin sind getreulich in Bruderschwärze aufbewahrt und jetzt kommt nun auch der Wiener Wolf-Kenner E. v. Hellmer mit einem Wicklein: „Hugo Wolf. Eine Persönlichkeit in Briefen. Familienbriefe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 3 M.“ Er ist der Meinung, daß ein wirkliches und lebendiges Bild einer Persönlichkeit nicht gegeben werden kann durch abstrakte Formulierungen oder durch benuzt stilisierte Charakterbeschreibungen, die zuletzt doch nur persönliches Urteil bedeuten, noch durch pathetische oder humorvolle Anekdoten, sondern durch unmittelbare unbefangene Äußerungen der Persönlichkeit selbst, am besten eben durch Familienbriefe. Im löblichen Eifer dieser gewiß nicht unanfechtbaren Meinung (denn Briefe sind fast immer Masken und der neuzeitliche schaffende Künstler pflegt sich Eltern und Geschwistern gegenüber nicht so wahrhaftig und intim über sein Geheimstes und Heiligstes, seine Hoffnungen und Enttäuschungen auszusprechen als verstandenen Freunden und Förderern seiner Kunst gegenüber) hat Hellmer an die 100 Briefe H. W.'s zusammengetragen. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von 25 Jahren, nämlich von den ersten Spuren geistiger Selbständigkeit im Benediktinerkonvikt St. Paul in der Kärntner Lavantale bis nahe vor dem traurigen Ende in der Wiener Landesirrenanstalt 1899. Aus dem Echo dieser Familienbriefe läßt sich der äußere Verlauf des Lebensganges genau verfolgen, der Schüler, der Jüngling, der hart mit seinen Eltern um seinen inneren Lebensberuf Mühsal ringt, der werdende Künstler offenbaren sich hier mit Entschiedenheit, Temperament und Wahrhaftigkeit. Die höchsten künstlerischen Ekstasen aber hat Hugo Wolf, der mit solchen enthusiastischen Ausbrüchen sehr viel sparsamer war als mit Kundgebungen seiner Verbitterung, seiner satirischen schwarzgalligen Menschenverachtung, nicht mit den alten Eltern und der Schwester Modesta ausgetauscht. Aus dem Stift Marburg hat den 15-jährigen humanistischen Schüler pfäfflicher Zelotismus vertrieben. Ein Streit mit dem Religionsprofessor, dem Wolf sagte, „daß es genug sei, wenn er einmal in einem Vormittag Sonntags in die Kirche gehe“, schlug dem Jahn den Boden aus. W. teilte das seinem Vater, dem wackeren Lederermeister in Windischgrätz Philipp Wolf mit und kam gleichzeitig auf seinen Lebenswunsch zu sprechen: „Mir ist Musik wie Essen und Trinken. Da Sie aber durchaus nicht wollen, daß ich ein Musiker — und wie Sie der Meinung sind, Musikant — werde, so will ich gehorchen und mich einem anderen Fach widmen. Gott gebe nur, daß Ihnen dann die Augen nicht aufgehen werden, wenn es schon zu spät für mich zum Umkehren zur Musik sein wird. In Ihrem letzten Brief sah ich, daß der Musiker in Ihren Augen ein fast verächtliches Individuum ist. Verzeihen Sie mir mein hartes Schreiben, aber ich bin über Ihr letztes Schreiben fast verzweifelt. Ich grüße und küsse Ihnen vielmals die Hände als Ihr in seinen schönsten Hoffnungen getäuschter Sohn.“ Nun der Lederermeister gab nach und bildete es, daß sein Sohn das Martyrium und den steinigten Dornenweg des mittellosen, protektionlosen

Komponisten durchmachte. Aber auch wenn Philipp Wolf weiter nein gesagt hätte; die deutsche Liedkunst hätte doch ihren Hugo Wolf erhalten!
W. M.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Künstliche Zähne im Altertume. Auf die Erfolge unserer modernen Zahnheilkunde dürfen wir nicht allzu stolz sein. Denn was unbekannte Zahnärzte im alten Aegypten und Rom geleistet haben, steht unseren heutigen Errungenschaften kaum nach. Freilich, wie diese Künstler hießen, vermag die Geschichte nicht zu sagen, aber ihre Arbeiten haben unzweifelhaft bewiesen, daß die sogenannte „Brüdenarbeit“, auf die wir Modernen so stolz sind, schon sechs bis sieben Jahrhunderte vor Christo in vollendetster Art geleistet wurde.

Im Grabe von Sidon fand man im Kiefer einer Frau vier Schneide- und zwei Augenzähne, die durch Golddraht zusammen gehalten wurden; zwei von den ersteren waren eingesezte Zähne, die wir heute „Kronen“ nennen würden, und mit Golddraht befestigt. In dem Museum von Corneto, der alten Hauptstadt des etruskischen Bundes, kann man verschiedene Beispiele von Brüdenarbeit sehen, bei der vernietete Metallbänder benützt worden sind. Eins dieser Vänder trägt drei und ein anderes zwei künstliche Zähne, letztere sind aus einem Ochsenzahn gemacht, der so ausgefeilt worden ist, daß er menschlichen Zähnen ähnlich sieht. Solche Arbeit wurde im sechsten oder siebenten Jahrhundert v. Chr. gefertigt.

In den Gesetzen der „Zwölf Tafeln“, die in Rom 450 v. Chr. niedergeschrieben wurden, ist es ausdrücklich verboten, goldene Schmucksachen mit den Toten zu begraben, eine Ausnahme ist nur für das Gold zugelassen, mit dem die Zähne zusammengehalten werden. Martial, der große römische Satiriker, spricht einmal von einer Frau, die dunkle Zähne habe, und von einer anderen, deren Zähne weiß seien; den Unterschied erklärt er damit, daß die eine ihre Zähne gekauft habe, während die der anderen echt wären. Die Verpflanzung von Zähnen aus dem Munde von Skabinen in den ihrer Herrin soll in der ersten Zeit des römischen Kaiserreiches allgemein üblich gewesen sein.

Aus dem Tierleben.

Ertrinkende Fische. Diese Leberschrift wird gar manchem höchst sonderbar erscheinen. Dennoch gibt es wirklich Fische, die im Wasser ertrinken. Man kann sogar drei Fälle unterscheiden. Erstens die Fische in den tropischen Ländern, die mehr außerhalb als innerhalb des Wassers leben. Sie sind den Forschern schon bekannt, aber noch nicht genügend, um das Organ zu beschreiben, das es ihnen ermöglicht, stundenlang außerhalb des Wassers zu verweilen. Ferner gibt es Fische, die auf dem Schlamm herumspringen, und endlich solche, die Sträucher und Bäume erklimmen. Bei der Lebensweise dieser Arten muß man sichtlich annehmen, daß sie den größten Teil ihres Atmungsbedürfnisses aus der Luft befriedigen und ertrinken, sobald man ihnen das Verlassen des Wassers verwehren würde. Diese Annahme hat sich denn auch bestätigt, indem man mehrere Fischarten kennen gelernt hat, die zwar nie das Wasser verlassen, aber den größten Teil der nötigen Luft über der Oberfläche des Wassers in sich aufnehmen. Sie müssen infolge von Luftmangel genau so wie ein Mensch oder Säugtier ertrinken, wenn man sie am Luftschlappen verhindern würde. Bei diesen Arten genügen die Kiemen nicht, um ihr Blut mit Sauerstoff zu versorgen, darum besitzen sie noch ein unter den Kiemenbedeckten liegendes, aus Knochenplättchen und zahllosen Blutgefäßen bestehendes Organ, das Labyrinth, wovon sie den Sammelnamen Labyrinthfische erhalten haben. Dieses Organ verarbeitet den Sauerstoff der Luft.

Zu diesen Arten gehört der aus China stammende Makropodus (Großflosser), der jetzt überall in Aquarien gezüchtet wird, ferner zwei Arten Trichogaster, die sich durch zwei lange von der Kehle herabhängende Fäden auszeichnen und der Osphromonus stratus, der sein Weibchen durch ziemlich laute, knurrende Töne heranlockt. Er ist einer der interessantesten Aquariumfische, denn er baut für den Nagen seines Weibchens ein aus vielen in Speichel eingeschlossenen Luftbläschen bestehendes Nest. Auch seine Gestalt mit den ziemlich laugen, spitz zulaufenden und in Fäden endigenden Flossen ist höchst eigenartig.

An dritter Stelle sind noch die meisten unserer Süßwasserfische zu nennen, die im Wasser ertrinken, wenn ein kleines stehendes Gewässer monatelang durch eine feste Eisdecke von der Verlüftung und Vermischung mit der Luft abgesperrt wird. Sie sterben im Wasser genau so an Luftmangel wie der ertrinkende Mensch. Von dieser Gefahr ausgenommen sind nur die Aale, die Schleie und Karauschen, die sich tief in den Schlamm einmüllen und in einen Winterschlaf verfallen, währenddessen ihr Atembedürfnis auf ein Minimum verringert ist. Früher nahm man das auch von den Karpfen an. Zu dem Luftmangel, der sich unter der Eisdecke einstellt, kommt noch die giftige Wirkung der aus dem Bodenschlamm aufsteigenden Sumpfgase. Wird das Eis auf solch einem Gewässer durchschlagen, so drängen sich die Fische in Menge herbei, um an der freien Stelle Luft zu schnappen, welche Gelegenheit benützt wird, um die „Eisfischerei“ auszuüben.
Sch.